

Karl Braun

### **Falkenstein oder die Notwendigkeit des „eigenen Hemdes“**

Vom Montag, 21., bis Samstag, 26. September 1970 (Abreise zur Frankfurter Buchmesse), fand in der Heimvolkshochschule der Adolf-Reichwein-Stiftung – Institut für gesellschaftliche und politische Bildung – in dem damals als Gemeinde noch unabhängigen Luftkurort Falkenstein im Taunus (heute Ortsteil von Königstein) eine wissenschaftliche Arbeitstagung des Ständigen Ausschusses für Hochschul- und Studienfragen der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (dgv) statt. Das Thema dieser 1970er dgv-Hochschultagung (so wäre die heutige Benennung) lautete: „Volkskunde in Deutschland. Begriffe – Probleme – Tendenzen. Diskussion zur Standortbestimmung“. Dieser Tagung vorangegangen war der dgv-Kongress 1969 in Detmold (dies war der 3. Kongress nach der Gründung der dgv 1963 in Münstereifel: 1965 Marburg, 1967 Würzburg). Detmold hatte genau ein Jahr vor der Falkensteiner Tagung vom 22.–27. September 1969 im dortigen Freilichtmuseum stattgefunden und – vor allem durch die Mitwirkung von Angehörigen des Mittelbaus und von Studierenden – zu einer innerfachlichen Zerreißprobe geführt: Das (gerade sieben Jahre alte) Projekt der Gesellschaft für Volkskunde als einer wissenschaftlichen Fachvereinigung – gegenüber der früheren regional bestimmten, hierarchisierten Organisationsform des Verbandes der Vereine für Volkskunde (seit 1904) – hatte die Möglichkeit eines Scheiterns der Volkskunde als Fachzusammenhang ins Kalkül zu ziehen. Denn Detmold geriet zum Eklat. Zentraler Streitpunkt war die thematische Ausrichtung (Kanon) der Volkskunde, nicht zuletzt aufgrund der beginnenden Auseinandersetzung mit der Rolle des Faches während des Nationalsozialismus. Die Frage nach der Sinnhaftigkeit des Kanons implizierte weit mehr als die durch das Fach zu erforschenden Inhalte: Was durch die Frage nach dem Kanon für die Volkskunde zur Diskussion anstand, war diejenige nach einer Definition von Kultur – als sozialem Gefüge –

und wie ein derart erneuerter Kulturbegriff in der wissenschaftlichen Erforschung emanzipatorisch, d. h. zukunftsweisend und nicht herkunftsbezogen – Volkskunde als Altertumswissenschaft –, fruchtbar zu machen sei.

Die Grundsätzlichkeit der Fragestellung, was „Kultur“ als Forschungsgegenstand sein könne, beinhaltete zwei Aspekte: Zum einen zeigte sich in der Frage, was Kultur sei und was sie sein könne, die sozialwissenschaftlich geprägte Kritik von „1968“: das Zusammenspiel eines universitär-akademischen Potenzials auf dem Hintergrund der Frankfurter Schule (Adorno, Horkheimer) mit dem breiter angelegten gesellschaftlichen Unbehagen der Außerparlamentarischen Opposition (Apo) an den herrschenden Zuständen. Zum anderen, und geschichtlich wesentlich weiter zurückreichend und nicht unbedingt bewusst, warf die Frage nach dem Kanon den Zusammenhang der Entstehung der Volkskunde um 1815 in einem breiteren germanistischen Umfeld auf: Dazu gehörten die Sichtung der Dokumente aus Literatur-, Sprach- und Rechtsentwicklung sowie die Zuweisung an die Volkskunde, wiederkehrendes-rituelles Geschehen und in Abgrenzung dazu Alltagshandeln sowie die Manifestationen im materiellen Kulturausdruck zu untersuchen. In der Entstehung eines deutsch-nationalen Wissensbestandes hatte die Volkskunde den Part gelebter und materiell-verfestigter Performanz von Kultur zu übernehmen, ohne dass es für eine solche Zuweisung einen methodisch und wissenschaftlich tragbaren Zugang gegeben hätte. Dadurch war der Kanon des Faches zum einen zurückgebunden an die behauptete uralte Tradition des deutschen Volkslebens (die nur Positives in den Blick bekam, Negatives war bereits Verlust, später Entartung), zum anderen aber war dieser Kanon des Volkslebens hinsichtlich realer Alltags- und Festgestaltung, die nichts mit einer germanischen Herkunft zu tun hatte, erstorben, vielmehr kompensatorischer Erleichterung geschuldet – das Alte als Gutes und Remedium gegen die modernen Zeitläufte. Es stellte sich die Frage, ob die Abschaffung des Kanons nicht die Abschaffung des Faches implizierte und ob das Fach im Zusammengehen mit anderen Disziplinen nicht besser aufgehoben gewesen sei.

Der Detmolder Vorstoß zur Dekonstruktion des Kanons und der damit aufgeworfenen Frage, was Kultur für wissenschaftliche Forschung denn bedeuten könne, war – obwohl im Rahmen des kleinen Faches Volkskunde aufgeworfen – von wesentlich weitreichenderer Bedeutung. Die Diskussion zielte auf die Erforschung gesellschaftlicher Zusammenhänge insgesamt ab. Die Thesen zur Erneuerung einer sinnvollen Erforschung kultureller Phänomene wurden vor allem von der Tübinger Teilnehmer-Gruppe um Hermann Bausinger vorgetragen. Eingeladen hatte das Frankfurter Institut unter der Leitung von Wolfgang Brückner, dem auch die Veröffentlichung der „Falkensteiner Protokolle“ und all der Zirkulare im Umfeld zu verdanken ist. Denn im Vorfeld der Tagung war eine Flut von Positions- und Thesenpapieren verschickt worden, auch einschlägige Veröffentlichungen standen zur Diskussion – die wichtigste war der Tübinger Band „Abschied vom Volksleben“ (1970). Ein Glücks-

fall, dass Falkenstein so detailliert und ausführlich dokumentiert ist; eine heutige Lektüre des dortigen Geschehens aber gestaltet sich aufgrund des „68er-Jargons“ eher als Qual. In den protokollierten Diskussionen war wenig von der guten Luft und der Ruhe des Ortes sowie der „lernfördernde(n) Distanz zu den Belastungen des beruflichen und privaten Alltags“ zu spüren, mit der die Heimvolkshochschule Falkenstein für sich geworben hatte.

Doch in all dem mit kämpferischer Attitüde vorgetragenen Jargon blitzt eine durchlüftende, Ruhe ausstrahlende Metapher auf, der bis heute Strahlkraft inneohnt: „Das ganze scheint mir das Problem des großen Hemdes zu sein. Auf der einen Seite brauchen wir ein eigenes Hemd, auf der anderen Seite sollte es auch nicht zu groß sein, damit wir nicht lächerlich darin wirken [...]“, so Hermann Bausinger (209). Falkenstein war, so ließe sich behaupten, die Schneider-Werkstatt eines eigenen Hemdes, produktiv für den Zusammenhalt des Faches, neue Kultur-Forschung im deutschen Raum insgesamt anstoßend und – wie die später sich zeigende Nähe zu den Cultural Studies Birminghamer Provenienz – von der Größe her auch nicht lächerlich.

Allerdings bleibt zu fragen, welches Hemd die Forschung unter dem Dach der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde heute tragen sollte. Hierzu kann ein Rückblick auf die – wichtige, wenn auch nicht unumstrittene – Falkensteiner Formel für eine sinnvolle Positionierung des Faches in Zeiten der Proklamierung des Anthropozäns durchaus von Nutzen sein: „[Volkskunde] analysiert die Vermittlung (die sie bedingenden Ursachen und die sie begleitenden Prozesse) von kulturellen Werten in Objektivationen und Subjektivationen. Ziel ist es, an der Lösung soziokultureller Prozesse mitzuwirken“ (303). Die Hypostasierung „Volk“ war mit dieser Formel nachhaltig überwunden, doch die aufgeworfene Frage nach menschlicher Handlungsfähigkeit bei der Gestaltung gesellschaftlicher Wirklichkeit, gerade auch hinsichtlich von Umweltzerstörung unter dem Kontrollverlust der Effekte dieses Handelns, besteht nach wie vor.

<https://doi.org/10.31244/zfvk/2020/02.05>